



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Miquel von Bennigsen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nischen Religionsunterrichts und Gottesdienstes auf. Religiöse Unterweisung und Erbauung in polnischer Sprache könnten aber nur dann gefordert werden, wenn die Gläubigen des Deutschen nicht mächtig wären, was thatsächlich nicht der Fall ist. Die Pflicht der Regierung bei ihrer gegenwärtigen klarern Polenpolitik ist es aber, die Erfolge der Volksschule auch für die Erwachsenen zu sichern und ihre Früchte nicht durch deutsche Pfarrer verderben zu lassen. Obschon die oberste Kirchenbehörde wie der Dorfgeistliche im allgemeinen nicht undeutsch gesinnt sind, kann es leider nicht geleugnet werden, daß noch manche fanatisch polnische Geistliche im Amte sind, wenn auch ihr Treiben dem Fürstbischof sicherlich nicht genehm ist. Die Regierung muß aber reinen Tisch machen und fordern, daß die Kirche nicht zur Dienerin der großpolnischen Bewegung wird, sondern offen die deutsche Farbe in ihren Amtsverrichtungen bekennt. Und so muß als Mindestmaß des kirchlichen Entgegenkommens die deutsche Kirchensprache auf dem ganzen linken Oderufer und die Einführung des deutschen Konfirmandenunterrichts, sowie der abwechselnden deutschen Predigt auf dem rechten Oderufer verlangt, in den Städten aber vom polnischen Gottesdienst überhaupt abgesehen werden, da diese hinreichend deutsch geworden sind. Sonst wird Oberschlesien ein nationalpolnisches Gebiet, und wir erleben dieselben Zustände wie in Posen. — Der Reichskanzler hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Zeit der Polenverhättslung vorbei ist, und daß dem Deutschtum der starke Arm der Staatsgewalt nicht fehlen wird. Die Miquelsche Absicht soll also mit den Machtmitteln des Staats durchgeführt werden. Auch auf kirchlichem Gebiet ist dieser nicht wehrlos, wenn nur die Regierung festen Willen hat.

Kurd von Strantz



Miquel und Bennigsen



Es wird immer offener, daß die eigentlichen Worthalter der nationalliberalen Partei keineswegs mit der Rede zufrieden sind, die der Vater der Fraktion am Grabe seines Freundes Miquel gehalten hat. Man kann sich darüber wundern, aber Grund dazu ist nicht vorhanden. Schon seit den Heidelberger Tagen im Jahre 1887, wo Miquel, noch nicht Staatsmann im Dienst, das Stichwort der Sammlungspolitik ausgab und damit die große Politik im Bismarckschen Stile zu treiben begann, war seine Stellung an der Spitze der Partei erschüttert. Was wollte man auch mit einem Parteiführer, der die Grundparagrafen des nationalliberalen Prinzips im Stich ließ und mit der Rechten paktierte, wo es doch darauf ankam, die Linke wieder zu gewinnen?

Laßt ihn hinfahren. Es ist die Großmannsucht. Er will sein Leben an eitle Bewundrung setzen! So lautet in den Räubern das Wort über Karl Moor, als er seinen Ruhm nicht mehr in den Thaten seiner Bande fand, und ähnlich war das Urteil über Miquel, als er einsah, daß nicht alle

politische Erkenntnis von den Sätzen seiner Partei umschlossen sei. Er hat die Großmannsucht, es ist ihm nicht genug an der Arbeit, die ihm durch die Führung der Partei zugewiesen ist, sein Ehrgeiz drängt nach einer glänzenden Sonne, die ihn bescheine. So lasset ihn hinfahren. Für die nationalliberale Partei, die in der Mitte zwischen den Extremen stehend die Mehrheit des politischen Lebens verbürgt wie keine andre, ist er nichts mehr nütze.

Natürlich fand das Urteil derer, die so sprachen, volle Bestätigung durch Miquels Berufung zum Minister. Seht da, nun ist eingetreten, was wir gesagt haben, sein Ehrgeiz hat erreicht, was er für sich wollte, aber die Partei hat das Nachsehen! Daß dabei Miquel auch nicht ein Zota von seinen großen Überzeugungen aufgab, wurde übersehen: er war einmal der große Abtrünnige und verdiente kein Vertrauen mehr. So erfuhr auch er, daß zwischen dem „Hosiannah“ und dem „Kreuziget ihn“ häufig nur die Spanne eines Tages liegt. Vollends gar, als ihm durch die Huld Seiner Majestät der Adelsstitel verliehen wurde. Wenn man sich vergegenwärtigen will, wie diese Standeserhöhung in den Reihen seiner frühern Geleitschaft aufgenommen wurde, so lese man, was Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen über die Wirkung schreibt, die seine Erhebung in den Fürstenstand bei dem pommerischen Landadel hatte. Konnte einer weiter in der Verleugnung des liberalen Prinzips gehn, das doch gerade in dem Namen Miquels den traditionellen Träger gehabt hatte?

Écrasez l'infame! Und doch konnte gerade Miquel von sich sagen, daß er es sei, der das nationalliberale Gesetz zur Erfüllung bringe. Denn in dem Schwergewicht wahrhaft nationaler Arbeit wird er nur von dem Einen, seinem größten Zeitgenossen, übertroffen, und was das liberal anbetrifft, so ist vor allen er aus der Partei heraus thätig gewesen, das Wort auch zur Wahrheit zu machen. Liberal heißt freigebig gegen jedermann. Der wahrhaft liberale Mann läßt das Wasser, das seine eigne Wiese gedüngt hat, nach Kräften auch über die Triften seines Nachbarn laufen. Wir wollen mit dem Nationalliberalismus nicht darüber rechten, wie weit er nach der Abschaffung der Adels- und anderer Vorrechte den Begriff des Worts bei sich hat fossil werden lassen, aber es ist eine Wahrheit, daß der Begriff in dem Führer, der die Partei im Stich gelassen haben soll, immer lebendig geblieben ist. Die Wahrheit scheint durch jede Lebensform, durch die eine klarer und leuchtender und durch die andre dunkler und matter, aber es wäre widernatürlich, wenn sie nicht in irgend einer Weise an allem teil hätte.

In dieser Erkenntnis ist Johannes von Miquel, je höher sein Lebensstern am Firmament der nationalen Politik emporstieg, desto eifriger bemüht gewesen, den Ansprüchen, die die einzelnen Erscheinungen machen durften, gerecht zu werden. Auch das kann man von ihm sagen, daß wo diese Liberalität nach der einen oder der andern Seite hin durch seinen phänomenalen haushälterischen Sinn gehemmt schien, doch seine Thätigkeit dem Ganzen zu gute gekommen ist. Seine Verdienste um den preußischen Staat und das Deutsche Reich sind denen eines Moltke und Moen gleich zu rechnen; wie bei diesen

beiden Mitarbeitern Bismarcks wird sein Ehrgeiz nur von der Sache getragen. Deshalb wird auch die Miquelsche Finanzverwaltung wie die eines Colbert und eines Walpole, doch ohne deren Flecken durch die Jahrhunderte strahlen. Seine Rechnung war rein, rein bis zu dem Augenblick, wo sein Kaiser ihn entließ, und rein bis zur letzten Stunde, wo der Tod ihn verabschiedete.

Was konnte bei dieser Gelegenheit der Freund besseres vom Freunde sagen, als die Wahrheit, die Wahrheit, die den einen ehrt wie den andern, und die unter edeln Menschen der Freundschaft fester Kitt ist? Miquel hat niemals im Banne politischer Dogmen und Formeln gestanden, so lauten die Worte, die Rudolf von Bennigsen dem verewigten Freunde ins Grab hinein nachgerufen hat. Worte der Freundschaft am Grabe, aber über dieses hinaus fallen sie um so wuchtiger auf die Nachwelt, als sie keineswegs mit der Ausschließlichkeit von dem gelten, der sie gesprochen hat, und weil sie deshalb als das vollgiltigste Zeugnis für die Ehre dessen zu halten sind, dem zum Lobe sie gesprochen wurden. Noch fügte Bennigsen hinzu: „Dazu war sein Wissen zu reich, zu umfassend, die lebhafteste Phantasie seines Geistes viel zu bedeutend, um in engen Schranken wohnen zu können. Das ist ihm vielfach zum Vorwurf gemacht worden, auch von seinen Freunden, namentlich als er Minister geworden war.“

Daß zu diesen politischen Freunden, die mit Miquels Annahme des Ministerpostens nicht einverstanden waren, seiner Zeit auch Bennigsen gehört hat, ist außer allem Zweifel. Vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet war das bedauerlich, politisch war es fast wie ein nationales Unglück. Ob freilich mit dem Zusammenhalten der beiden die Fehler, die früher schon verschuldet worden waren, wieder hätten gut gemacht werden können, ist eine andre Frage. Nichtsdestoweniger wäre damit dem Zentrum sein Einbrechen in die entscheidende politische Stellung schwerer gemacht worden.

Von dem Augenblick an, wo die beiden in die politische Arena eintreten, gehören sie durch eine lange Reihe von Jahren unzertrennlich zusammen. Der eine tritt aus den Reihen des stolzen hannoverschen Adels in die bürgerliche Opposition über, und der andre macht mit seiner Schrift über die Ausscheidung des hannoverschen Kammerdominialguts (Leipzig, 1862) jede Aussöhnung mit der Regierung unmöglich. Als im Jahre 1859 mit dem Frieden von Villafranca Preußen wie auf dem Pariser Kongreß nach der Beendigung des Krieges beiseite geschoben werden sollte, und damit die Frage der deutschen Einigung abermals in dem Staube der Frankfurter Bundestagsakten vergraben zu werden drohte, da riefen die beiden den deutschen Nationalverein ins Leben, der mit noch nicht dagewesener Klarheit in seinem Programm der Politik Bismarcks vorarbeitete. In dasselbe Kapitel gehört es, wenn Bennigsen im Mai des Jahres 1866 seinen sogenannten Antrag auf Anschluß Hannovers an Preußen stellte, und einige Tage später sein Freund Miquel diesen verteidigte. Während der folgenden Jahre waren sie innerhalb und außerhalb der Parlamente die eifrigsten und einflußreichsten Förderer der Bismarckschen Absichten, und der Ausbau der Reichsgesetzgebung trägt vorzugsweise den Charakter ihres Geistes.

Für das nationale deutsche Leben wäre es besser gewesen, wenn diese geschlossene Einheit der beiden auch fürder ungetrübt geblieben wäre, aber das Einlenken Bismarcks in die Schutzollpolitik brachte auch hier die Störung. Wer nun schuld an dieser Trennung ist, und ob überhaupt von einer Schuld die Rede sein kann, mag unerörtert bleiben. Rudolf von Bennigsen ist der Führer der nationalliberalen Partei geblieben, während Miquel sich mehr und mehr von der Gebundenheit der Parteimaxime frei gemacht hat. Diese Verschiebung in der Stellung beider zu einander muß dahin präzisiert werden, daß der eine, der früher immer an zweiter Stelle genannt wurde, jetzt über den Freund hinausgewachsen und der erste geworden ist. Nicht bloß äußerlich, weil der eine später Minister wurde, und der andre bloß Oberpräsident gewesen ist, sondern deshalb, weil in Wirklichkeit der freiere Geistesflug diesen über jenen hinausgetragen hat.

Auch Bennigsen sollte einmal Minister werden, aber ihn hielt die Parteidoktrin zurück, nicht einmal die Staatsraison eines Bismarck konnte ihn von der klebenden Zähigkeit der Parteischolle los machen. Wer es liest, was der große Kanzler in den Gedanken und Erinnerungen darüber schreibt,^{*)} der kann sich nicht genug darüber wundern, wie sich der heiß umworbene Staatsmann den ihm von Bismarck vorgetragenen Gründen hat versagen können. Hier liegt das Schiff am Lande, bei dessen Steuerung du mir helfen sollst. Steig ein, die Zeit drängt! So sprach der, der besser als jeder andre wußte, was der Inhalt dieser Zeit war, aber Bennigsen erkannte den Augenblick nicht und ließ ihn vorübergehen. Er selbst machte die Bedingung, daß Stauffenberg und Jordanbeck mit ihm übernommen würden. Das war nicht möglich, aber es drängt sich von selbst ein anderer Gedanke auf. Der Berufung Bennigsens wäre im Laufe der Zeit ganz von selbst die von Miquel gefolgt, und damit hätte sich am Steuerruder des Fahrzeugs ein Trio vereinigt, das vielen Stürmen hätte gebieten können. Aber es ist umsonst, dergleichen Gedanken nachzuhängen.

Noch ein andermal ist Bennigsen nicht auf der Höhe des Verständnisses gewesen, das die Zeit verlangte. Die Frage der Flottenverstärkung war genau von derselben Bedeutung, die einstmal die der Heeresorganisation gehabt hatte. Aber wo war das heiße Pathos jener Tage, in denen die hannoverschen Liberalen das Wort fanden, daß sie bessere Patrioten seien als ihre in der Parteidisziplin verstrickten preußischen Gesinnungsgenossen? Nun steckte Bennigsen selbst in den Maschen desselben Fraktionsnetzes und ließ dem Zentrum den Vortritt in einer Frage, die auf dem Repertoire der Nationalliberalen an erster Stelle hätte stehn müssen.

Soll das nun ein Tadel oder gar ein Vorwurf sein? Jedenfalls nicht in höherm Maße, als in den eignen Worten des Redners am Grabe liegt, der mit der Hervorhebung des fremden Verdienstes das ihm selbst gebührende zurückstellt. Die Grabrede Bennigsens hat keineswegs die Billigung aller

^{*)} Otto von Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, II, Seite 180 und folgende.
Grenzboten IV 1901

Nationalliberalen, hat aber wohl in ihren Reihen eine Erklärung gefunden. Die Erzählung, die diese bringt, gipfelt darin, daß Bennigsen den Freund bei einem Besuche, den er ihm nach langjähriger Entfremdung gemacht hätte, noch unter dem starken Eindrucke seiner Entlassung angetroffen habe. Diese sei ungemein ungnädig gewesen, Miquel habe das Palais des Kaisers als gebrochener Mann hinter sich gelassen. Das Nähere müsse noch Geheimnis bleiben, aber Bennigsen, der die nötigen Aufzeichnungen gemacht habe, werde, wenn es Zeit sei, nicht damit zurückhalten.

Diese Erzählung trägt, wenn auch nicht den Stempel der freien Erfindung, doch sehr den der tendenziösen Färbung an sich. Daß sich bei Gelegenheit des Besuchs — oder wurde er gerade deshalb gemacht? — die beiden ausgesöhnt haben, ist selbstverständlich, ebenso, daß Miquel gerade dem wiedergewonnenen Freunde das nötige Material zu geeigneter Veröffentlichung übermacht haben wird; aber der „gebrochene Mann“ ist ein Unsinn. In diesem Falle kann die „Gebrochenheit“ nur zwei Voraussetzungen haben, entweder einen Ehrgeiz, der sich nicht von der Sache habe leiten lassen, oder die direkte Unredlichkeit, aber für Miquel ist weder die eine zutreffend noch die andre. Auch eine über das Maß hinausgehende Erschütterung paßt nicht in das Gemüt eines Mannes, der mehr, als man anzunehmen geneigt ist, durch Philosophie gestählt war. Miquel spielte um einen großen Einsatz: daß dieses Spiel für ihn verloren gehn konnte, dessen war er sich jeden Augenblick gewärtig. *Impavidum ferient ruinae*.

Unter diesen Umständen bleibt nichts anderes übrig, als für den Zustand der Gebrochenheit, der den Leuten nun einmal als thatsächlich gilt, aber es in Wirklichkeit nicht zu sein braucht, eine andre Erklärung zu finden. Es ist natürlich, daß die Aussöhnung der beiden Staatsmänner nach der Entlassung Miquels ohne weiteres in der Partei nur wenig Entgegenkommen finden mußte, und daß sich ein willigeres Verständnis für die Sache erst dann einstellen würde, wenn man der Meinung sein konnte, daß der Freund dem Freunde in der Not zu Hilfe geeilt sei und seinem Seelenschmerze die aufrichtende Hand geboten habe. Nicht als ob damit der Glaube erweckt werden sollte, daß hier eine Fiktion Bennigsens vorläge, aber es ist erklärlich, daß er gern dem sich aufdrängenden Bedürfnis der Menschen entgegenkam, weil es ihm in seiner Stellung zwischen dem Freunde und der Partei von Belang war. Auch für die Grabrede, die für den Fraktionsgeist geradezu unverständlich ist, mochte die fromme Legende von der Hilfsbedürftigkeit des gewesenen Ministers rettend eintreten.

Eine Legende, die im Aberglauben und in der Unzulänglichkeit alles Menschentums ihren Grund hat, aber nichts anderes als eine Legende. Gewiß haben beide Freunde das Bedürfnis gehabt, sich wieder zu finden, und wie bedauerlich sie an und für sich war, so gab doch die Entlassung Miquels dazu den besten Anlaß. Der gewesene Minister hatte jetzt seine Erfahrung, wie früher der Oberpräsident sie gemacht hatte; gleiches Geschick führt auch weniger kongeniale Naturen zusammen. Daß aber in dem frischen Schmerz

auch die tiefere Kränkung gelegen habe, womit dann auch wieder die größere Hilfsbedürftigkeit verbunden gewesen sei, das ist eine Annahme, die ebenso willkürlich ist, wie ihr die psychologische Grundlage fehlt. Mag es dahin gestellt bleiben, von woher der erste Anstoß gekommen ist, aber als Bennigsen wenig Wochen vor dem Tode seines Freundes nach Frankfurt eilte, da fand er wohl einen aus der Huld seines Herrn weggewiesenen Minister, aber nicht einen Mann, der von der Basis seiner geistigen Kraft gestürzt war. Diese Kraft rüstete sich eben wieder, an einer andern Stelle in die Arbeit und in den Dienst am gemeinsamen Vaterlande einzutreten: wenn einer von beiden vorzugsweise zum Empfangen da war, dann war es nicht Miquel, sondern Bennigsen.

Die Rede, die der Freund am Grabe des Freundes gehalten hat, ist in allen ihren Teilen der berebte Beweis dafür. Von den höchsten Dingen ist in diesen Tagen der Wiedervereinigung die Rede gewesen. Der Nebel, der zwischen ihnen lag, ist gesunken, und frei hat der Blick ihrer schauenden Geister auf aller Zeit, wie auf einer Einheit, gelegen. Da ist kein Raum mehr, an Einbildungen und Lieblingsvorstellungen festzuhalten, die die Eigenliebe und der drängende Tag, der Beifall der Menge und der Widerstreit der Parteien im Menschen groß ziehn. In weihvollen Stunden badet der Geist sich von den Schlacken rein, die ihm noch anhaften, sein Blick bringt bis zum höchsten Gipfel der Erkenntnis.

Was Bennigsen am Grabe seines Freundes Miquel gesagt hat, ist der reinst, der lauterste Abdruck dessen, was ihr letztes Zusammensein zu Tage gefördert hat. Ein Abdruck in der Verkleinerung, aber deshalb nicht weniger scharf. Von der Vergangenheit sagt Bennigsen, daß Miquel wie kein andrer die Mittel in sich getragen habe, die Gegensätze der Überzeugungen in der höhern Idee zu vereinigen, und von der Gegenwart, daß er der größte Finanzminister gewesen sei, den Preußen bisher gehabt habe. Auch in die Zukunft wirft er den Blick, aber wiewohl er hier von der Rücksicht auf die Partei gehalten erscheint, so läßt er es doch nicht unklar, daß auch über das, was jetzt noch zweifelhaft sei, die kommenden Tage zu Gunsten des Verstorbenen Klärung bringen würden. Alles das sieht nicht danach aus, als ob Bennigsen mit dem Bewußtsein eines Trösters im Leid von Frankfurt zurückgekehrt sei, sondern vielmehr danach, daß er sich selber dort Speise für den Docht seiner Leuchte geholt hat. Bennigsen ist ein adlicher Mann, nicht von der Zufälligkeit der Geburt her, sondern aus der Gnadengabe einer unverfälschten Natur. Seine Rede klingt wie ein Bekenntnis, wie eine Generalbeichte im letzten Akt seines Lebensdramas, wo es niemand mehr nützt, Zweifel über den Dingen zu lassen. Konnte man eine hochherzigere Anerkennung, ein vollwichtigeres Zeugnis für die Superiorität seines dahingeshiednen Freundes erwarten?

